

vor allem Haut“, 52) eröffnet ein neues Verständnis von Intersubjektivität: „Die Haut ist ein Organ voll mit Poren, welches den Organismus paradoxerweise in völliger Durchlässigkeit und völligem Austausch mit der Umgebung begrenzt. Sie ist also trennende Grenze und gleichzeitig völlige Durchlässigkeit, damit eine Grenze, die nicht fixiert und vergegenständlicht werden kann, weil sie die reine Offenheit der Ex-sistenz bezeichnet. Die Haut ist also nicht nur das wichtigste, sondern auch das gastlichste und offenste Organ des Menschen, insofern in ihr uns die Welt zu Gast wird.“ (52)

Der Körper Jesu ist in seiner Radikalität „völlig verwundbare und ausgesetzte Haut“ und damit „der Zeigefinger Gottes“ (56). Im Zerbrechen aller Bilder, Projektionen und auf ihn gesetzten Hoffnungen wird Jesus als der ganz Andere „ganz und gar Körper Gottes“ (56).

Einen besonders persönlichen Beitrag liefert Marlene Scheuerer. Als Schwester der Gemeinschaften von Jerusalem (er)lebt und meistert sie seit einigen Jahren die Herausforderung eines gleichzeitig aktiven und kontemplativen Lebens in der Wüste der Städte (Paris und derzeit Florenz). Angesichts einer von „Agnosmus“ und „Nach-Theismus“ (Houtepen) geprägten Gegenwart, in der die Rede von Gott Tabubruch bedeuten kann und indifferente Konfessionslosigkeit der *political correctness* entspricht, sieht sie ihr Zeugnis als bewusste Unterbrechung: „Nicht wenigen verschlägt es die Sprache, wenn sie erfahren, dass es auch heute noch ‚normale‘ junge, gar nicht unlustige Menschen gibt, die ihr Leben auf Gott setzen. Auch das ist für mich persönlich ‚Wort-Werden‘ im Alltag. Ein stummes Zeugnis. Ein Versuch einer Provokation, um die allgemein herrschende Stummheit und Sprachlosigkeit aufzubrechen, hin zu einem fast unsichtbaren Samenkorn des Staunens, des ‚heiligen Aufschreckens‘, dem Beginn jeder philosophischen Reflexion.“ (118) Die Schwestern und Brüder gehen halbtags einer Lohnarbeit nach und bieten mit ihrer wunderschönen, gesungenen Liturgie ästhetisch-spirituelle Oasen, die regelmäßig von einer großen Zahl an Gläubigen und Gästen aufgesucht werden. „In dieser Gabe, der Gnade der Nachfolge Christi, leben wir, bewegen wir uns und sind wir, genau da, wo wir sind, als Gerufene und Hingegebene, Gabe und Aufgabe, als in die Erde gefallene Wortfetzen vielleicht... Der Ruf, das Wort Jesu [...] provoziert uns hoffentlich jeden Tag aufs Neue. Provokation? Natürlich. Denn ein Ruf wartet auf eine Antwort.“ (128)

Theologie als Gottesrede muss stets ortsgebunden sein. Die Vielfalt der Orte ist dabei immer als Einheit in Vielfalt (und umgekehrt) zu verstehen. Körner selbst charakterisiert Theologie „als *fides quaerens intellectum mundi et per mundum seipsum*“ (378). Die vorliegende Festschrift bietet einen durchaus gelungenen Versuch einer solcherart verstandenen Theologie.

Graz

Florian Mittl

KIRCHENGESCHICHTE

◆ Arntz, Norbert: Der Katakombenpakt. Für eine dienende und arme Kirche (topos taschenbücher 1037). Verlagsgemeinschaft topos plus, Kevelaar 2015. (223) Pb. Euro 12,95 (D) / Euro 13,35 (A) / CHF 17,90. ISBN 978-3-8367-1037-4.

Der Blick auf unsere Gesellschaft und die globale Welt hängt entscheidend von der Perspektive ab. Wenn ein Bischof vom Ende der Welt – so versteht sich Papst Franziskus – nach Rom kommt, sieht er die Kirche anders. Er sieht sie nicht aus der Perspektive europäischen Herrschaftsdenkens, sondern er sieht sie als die Kirche der Armen. Angesichts des 50-jährigen Jubiläums wurde intensiv an die Geschichte und die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils erinnert. Kaum erinnert wurde an eine denkwürdige Begebenheit, die unter dem Namen „Katakombenpakt“ in die Geschichte eingegangen ist. Vierzig Bischöfe aus aller Welt trafen sich in den römischen Domitilla-Katakomben, um dort einen Park zu schließen. Der Ort war programmatisch. Er zeigte an, dass an die alte Tradition einer armen, unterdrückten und dienenden Kirche angeknüpft werden sollte. Gleichzeitig schien es den Konzilsvätern an der Zeit, deutlich zu machen, dass die konstantinische Ära einer Kirche, die ihren Platz an der Seite der Herrschenden suchte, zu Ende gegangen ist. Ein einfacher Lebensstil, der Verzicht auf Privilegien und feudale Herrschaftssymbole erschien ihnen eine unabdingbare Voraussetzung pastoraler Präsenz in der Welt von heute. Mit den Paradigmen von Papst Franziskus erlangt der Katakombenpakt eine neue Aktualität. Die vorliegende Darstellung der Erklärung vom 16. November 1965 in der Domitilla-Katakombe und die Entfaltung ihrer Wirkungsgeschichte sind unabdingbar für

das Verständnis der Kirche des Konzils. Die Publikation verdient mit allem Nachdruck zur Kenntnis genommen zu werden.

Linz

Hanjo Sauer

♦ Würthinger, Monika / Birngruber, Klaus (Hg.): Linzer Diözesangeschichte 1909–1918 (Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz 20). Diözesanarchiv Linz, Linz 2015. (273, zahlr. farb. Abb.) Kart. Euro 21,00 (D, A). ISBN 978-3-902195-14-2.

Der zu besprechende Band ist Teil einer vom Linzer Diözesanarchiv herausgegebenen Reihe, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die eigene Diözesangeschichte in Einzel- und Gesamtdarstellungen zu erforschen. Er ist zudem Teil eines hauseigenen Projektes einer *Linzer Diözesanchronik*, in der im letzten Band bereits die Zwischenkriegszeit thematisiert wurde. Nun folgt mit den Jahren 1909–1918 ein zwar kürzerer, aber für die Geschichte des Bistums nicht unbedeutender, prägender Zeitabschnitt.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zählte die Diözese nicht viel mehr als ein gutes Jahrhundert, was für kirchenhistorische Verhältnisse freilich noch sehr jung ist. Dementsprechend fallen in die behandelte Zeit Ereignisse, wie die Übertragung der Kathedraalfunktion an den heutigen, aber damals noch nicht vollendeten Mariendom, die erste Diözesansynode oder die erste Bischofsweihe in Linz überhaupt. Identitätsstiftender für die junge Diözese dürften aber mit Sicherheit die religiösen Großereignisse der Abhaltung des *Katholikentages der Deutschen Österreichs* 1913 in Linz oder die (dritte) *oberösterreichische Volkswallfahrt* ins Heilige Land 1910 – stilisiert als ‚friedlicher Kreuzzug‘ – gewesen sein. Es war aber auch die Zeit von Modernismuskrise, sozialer Frage, die sich in Linz zur Dombau-Blockade ausweitete, und natürlich der alles umfassenden Urkatastrophe des Ersten Weltkriegs. Monika Würthinger informiert über die wichtigsten Ereignisse des untersuchten Zeitraums (32–48) und gibt zudem einen Überblick über die Bistumsleitung (5–31). An der Spitze der Diözese standen mit den Bischöfen Hittmair und Gföllner zwei gegenüber dem Kaiserhaus loyale Oberhirten, welche die Kriegspolitik der Habsburger mittrugen. Dennoch setzte Hittmair trotz seines nur kurzen Episkopats durchaus auch pastorale Akzente durch Caritas, Visitationen und die

Synode. Gföllners Zeit hingegen war stark vom Krieg geprägt. Als Monarchist durch und durch war er es auch, der sich beim Zusammenbruch der Monarchie 1918 vergeblich für deren Aufrechterhaltung einsetzte.

In drei weiteren Beiträgen werden exemplarisch einzelne Aspekte aus dem besagten Zeitraum behandelt: Johannes Ebner bietet eine Übertragung des (lateinischen) Linzer Statusberichts von 1918, also einen jener Berichte, welche die Diözesen alle fünf Jahre nach Rom übermitteln sollten, ins Deutsche. Der Bericht vermittelt einen Einblick in den damaligen (vorgeblichen) *Status quo* und zeigt, welche Aspekte für die Darstellung der Diözese in der Kommunikation zwischen Kurie und Ordinariat als wichtig erachtet wurden (49–68). Würthinger widmet sich in ihren nächsten Ausführungen dem Bau des Linzer Mariendoms, der trotz des immer wieder eintretenden Stockens durch Blockade und Krieg und der ausschließlichen Finanzierung durch Spendengelder 1924 geweiht werden konnte (69–81). Klaus Birngruber greift die Diözesansynode von 1911 auf (82–88). Nachdem eine Synode unter dem ersten Bischof Herberstein und deren Beschlüsse noch am Widerstand des Kaisers gescheitert waren, ist sie in der Tat offiziell die erste Diözesansynode, deren Ablauf und Ertrag hier in aller Kürze skizziert werden.

Der Band enthält zudem die beiden Hauptreferate des 2. *Symposiums zur Linzer Diözesangeschichte*, das sich im Gedenkjahr 2014 mit dem Ersten Weltkrieg befasste. Ein Bereich, der lange Zeit ein großes Forschungsdesiderat darstellte und schließlich von Wilhelm Achleitner in seiner Studie von 1997 aufgegriffen wurde, liegt mit dem ersten Aufsatz vor, der seine wesentlichen Thesen in aktualisierter Form zusammenfasst (89–109). Es geht um die Theologie der österreichischen Bischöfe im Ersten Weltkrieg, die der Autor anhand der Hirtenbriefe herausgearbeitet hat. Wie eng dabei in Österreich die Symbiose von Thron und Altar war, zeigt sich darin, dass der Episkopat durchgehend Geschlossenheit demonstrierte: „Und dieses in Kriegsbegeisterung aufauchende Oesterreich: Kaiser! das ist Dein erster Sieg in diesem Krieg“ (94) – waren die Worte des Bischofs von Linz bei Kriegsausbruch. Theologisch lag der Schwerpunkt freilich auf der Darlegung eines gerechten Krieges, der im vorliegenden Fall aus der Sicht der Bischöfe in der österreichischen Sache vorlag und Gott trotz aller Supranationalität des